

(Nachdruck verboten.)

109

Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Asmus war's, als ob ihm siedendes Wasser über den ganzen Leib ließe. Wie sollte er denn dazu kommen, sich an einer Flasche Wein zu vergreifen, die andren Leuten gehörte, und diesen Wein einer Dame anzubieten, einer Dame „furchtbar prächtig wie blutiger Nordlichtschein“! Wenn er auch in der Theorie noch Königsmörder war und wußte, daß es schlechte Könige und Minister gebe, in der Praxis glaubte er noch fest, daß ein Mensch, der „Frau Senator“ heiße, auch wirklich etwas Hervorragendes und Feines sein müsse.

Da war aber auch noch jedesmal ein Kandidat, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit auf die Juden schimpfte, sonst aber keine geistige Regsamkeit erkennen ließ. In Asmussens Herzen war die Stelle noch sonnenwarm, an die er vor Jahren Lessings Gedicht von Nathan dem Weisen gedrückt hatte. Der Kandidat war ihm furchtbar zuwider. Er konnt' es begreifen, daß man einzelne Menschen hasste, wenn sie schlecht waren; auch er konnte hassen, o gewiß, leidenschaftlich, wenn auch nicht lange; aber daß man eine ganze Menschenklasse hassen, verdammen, beschimpfen und ihr alles Leid an den Hals wünschen konnte, das empörte ihn wie eine Roheit des Herzens, und diese Empörung schwellte eines Tages so gewaltig in ihm auf, daß er, über und über errötend, dem Kandidaten erwiderte: „Vergessen Sie doch nicht, wie man die Juden behandelt hat.“

„O, das war nicht so schlimm,“ meinte der Gottesgelehrte spöttisch.

„So? Haben Sie Freytags „Bilder aus der Deutschen Vergangenheit“ gelesen?“

„Ne.“

„Nun, da können Sie's nachlesen; Freytag ist gewiß unparteiisch. Und ich muß sagen: Wenn man mich so behandelte, würde ich nur eine Antwort kennen: Gah, unauslöschlichen Gah.“

Man ging schnell über die Taktlosigkeit des Freitagschlers hinweg, und als Asmus zehn Minuten später eine bescheidene Bemerkung an die „Frau Senator“ richtete, tat sie, als hätte sie nichts gehört.

Das nächste Mal war ein Professor von der Familie zugegen. Er zog den jungen Semper sehr wohlwollend in ein Gespräch über die Schule, und im Laufe dieses Gesprächs erklärte Asmus die allgemeine Volksschule für sein Ideal.

„Ja, mein lieber Herr — Semper, nicht wahr?“

„Semper.“

„Semper! Bardon! — sehen Sie, das macht sich in der Theorie ja alles sehr schön; aber wie wollen Sie das durchführen? Wir können doch unsere Kinder nicht mit Krethi und Plethi zusammen erziehen lassen. Wenn unsere Töchter mit den Töchtern unseres Grünframhändlers auf derselben Schulbank sitzen, woher sollen wir denn unsere Frauen nehmen?“

Asmus empfand eine deutliche Ohrfeige. Für Krethi und Plethi und Grünhöter konnte man auch „Zigarrendreher“ sagen. Uebrigens hatte der Professor Asmussen nicht nur eine feine Bizarre gereicht, sondern ihm sogar Feuer gegeben.

Als der Seminarist eine Viertelstunde später die mit dicken Teppichen belegte Treppe hinabstieg und das Dienstmädchen ihm mit Herablassung den Ueberzieher reichte, fragte er sich: Durste ich dazu nun schweigen? Durste ich sozusagen meine Eltern beschimpfen lassen für ein feines Diner? Darf ich überhaupt zu all diesen schrecklichen Ansichten schweigen und den Anschein erwecken, daß ich sie teile?

Natürlich mußte er schweigen; denn dreinzureden, wäre sehr unbescheiden gewesen. Aber er konnte das nicht mit anhören, ohne jeden Augenblick aufzugeben. Und ihm fiel das schöne Aristokratenvort seines Landsmannes Th. Storm ein:

„Wo zum Weib Du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte Dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.“

Der Kopfhänger Asmus richtete sich hoch auf, und zu Hause angelangt, schrieb er sofort an „Stadtratens“, daß er durch Privatstunden und andere Pflichten leider verhindert sei, fernerhin zum Essen zu kommen, und daß er für die erwiesene Güte danke.

Bei dem reichen Lederhändler aber, der Senator werden wollte, hielt er's nur eine einzige Mahlzeit aus. Als man zum Essen ging, wollte Asmus schon seinen Stuhl vom Tisch abrücken, um sich darauf zu setzen, da bemerkte er, daß alle hinter ihren Stühlen stehen blieben zum Gebet. Er trat schnell ebenfalls hinter seinen Stuhl, faltete aber weder die Hände noch senkte er den Kopf, um nicht den Anschein zu erwecken, daß er mitbete. Der Hausvater tat, als habe er nichts bemerkt; aber gegen Ende der Mahlzeit flocht er in sein erbaulichs Gespräch ein Sprüchlein ein, das lautete:

„Wer ungebetet zu Tische geht
Und ungebetet vom Tisch aufsteht,
Der ist dem Dachs- und Eslein gleich
Und hat nicht teil am Himmelreich.“

Durch diese liebevolle Weltanschauung fühlte sich indessen Asmus nicht einmal so weit überzeugt, daß er beim Gebet nach Tisch die Hände faltete, vielmehr sagte er sich auf dem Nachhausewege: „Kann ich erwarten, daß die Leute meiner wegen nicht beten? Ganz gewiß nicht. Können sie verlangen, daß ich aus Dankbarkeit für das Mittagessen mitbete? Ebensowenig. Ich bete nicht. So nicht. So nicht!“ rief der Jüngling, der nach der Ansicht des Lederhändlers keinen Teil am Himmelreich hatte, laut vor sich hin, so laut, daß ein kleiner Junge ihn anstarrte und ihm eine Weise nachschaute. Und merkwürdig, wieder fiel ihm ein steifnackiges Wort Theodor Storms ein:

„Auch blieb der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht;
Doch will es sich nicht schiden, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indes ich ruh im Bann des ew'gen Schweigens!“

18. Kapitel.

(Wie Asmus schlafwandelte und die Gedankenwelt des Herrn Quasjebarrh auf den Kopf stellte.)

Als obendrein der Architekt nach Süddeutschland überfiedelte und auch diese Speisung ihr Ende fand, sah Asmus sich wieder ganz auf dem alten Punkte. Es galt, eifriger denn je nach Privatstunden auszuschaun, und er fand auch immer wieder neue; aber da sie meistens schlecht bezahlt wurden, so mußte er ihrer so viele geben, daß er an gewissen Tagen mit einer dreiviertelstündigen Unterbrechung von sieben Uhr morgens bis elf Uhr abends bei der Arbeit oder auf dem Marsche war. Um sechs Uhr abends kam er dann zum Mittagessen. Das Diner war in zehn Minuten erledigt, und dann lehnte er sich ins Sofa zurück, um 35 Minuten lang nichts, gar nichts zu tun. Solche Bedürfnisse hatte er früher nicht gekannt. Mit dem Blick auf die Uhr genoß er die Minuten einzeln, und die Zeit schien dadurch länger zu werden. „Noch sieben schöne Minuten,“ dachte er, „noch sechs, noch vier,“ und die letzten Minuten kostete er, wie man Tropfen eines kostbaren Weines einzeln auf der Zunge zergehen läßt. O weh, dann war er doch ins Träumen geraten und hatte fünf Minuten über die Zeit genossen! Nun hieß es rennen.

Eines Abends auf dem Heimwege stieß er mit dem Kopfe gegen den Mauerpfeiler eines Gartenportals. Wie konnte denn das angehen? Hatte er denn im Gehen geschlafen? Nein, das war nicht möglich. Er blutete an der Wange, und am anderen Tage neckte man ihn in der Klasse, er sei bekneipt gewesen.

Wenige Tage später, auf demselben Wege, erwachte er plötzlich auf einem freien Platze. Er mußte sich lange besinnen, ob er begriff, wo er war. Er war in einer ganz verkehrten Richtung gegangen und hatte nur noch einen weiteren Weg nach Hause als sonst. Er war so erschöpft, daß er nach zehn Schritten immer wieder einschlief; aber der einständige Weg mußte gemacht werden, da half nichts. Er nahm ein bestiges Tempo an und stampfte den Boden wie ein Grenadier beim Parademarsch; aber nach wenigen Minuten wurden seine Schritte langsamer — langsamer — langsamer. Am

anderen Morgen erinnerte er sich nicht, wie er nach Hause gekommen.

Und noch einige Tage später erwachte er auf demselben Heimwege von einem trappelnden Geräusch. Verstört blickte er auf und fand, daß er vor zwei sich bäumenden Pferden stand, die um seinetwillen nicht weiter wollten. Er sprang zur Seite, und der Kutscher fuhr fluchend weiter und schimpfte etwas von „Besoffenheit“ vor sich hin.

Dieser Schreck war von so nachhaltiger Wirkung, daß Asmus nicht wieder im Gehen einschlief. Die Theorie, daß der Mensch eigentlich überhaupt keinen Schlaf brauche, hatte er aufgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen übersetzt von Laura Feil.

(Schluß.)

Während dieser ganzen Zeit saß Hellman in einem Nebenraum zwischen Saal und Küche und hörte von der einen Seite gedämpft das Klirren der Weinflaschen, von der anderen das der Schüsseln und Gläser; dazu stieg ihm verräterisch warmer Bratenduft in die Nase.

Wöse Worte wollten ihm auf die Zunge steigen, doch er würgte sie hinunter, rutschte auf seinem Sessel unruhig hin und her, erhob sich, machte einige Schritte, blieb wieder stehen, horchte und setzte sich darauf von neuem nieder.

Endlich vernahm er ein scharfes Anschlagen des silbernen Schöpflöffels an die Punschtrinne, das Zeichen, daß er in den Saal mußte. Unwirsch sprang er empor.

Der Amtmann war bereits mit dem vollen Glase in der Hand aufgestanden, und der Wirt füllte gerade die letzten Gläser mit einer Milchkanne. Alle Anwesenden hatten sich ebenfalls erhoben und ihre Blicke Hellman zugewendet, der eben im Rahmen der Tür erschien.

In diesem Moment klopfte Botberg nochmals mit dem Löffel an die Trinne und begann nun mit lauter Stimme: „Meine Herren! . . . hm . . . hm! Ich glaube wohl annehmen zu können, daß wir alle wissen, welcher Anlaß uns heute hier zusammengeführt hat, so daß ich darüber erst nicht viel Worte zu machen brauche. Im Namen desjenigen, den es unmittelbar angeht, bitte ich die verehrliche Versammlung, jedes Nachgefühl gegen unseren Gastgeber fallen zu lassen. Angefichts dieser reichen Festtafel soll jeder Groll aus unseren Herzen schwinden! Nicht so? Was meint Ihr?“

„Gut ist's! Meinestwegen! Schön, schön!“ schwirrte es durcheinander.

„Ja, Hellman ist trotz allem ein Ehrenmann!“ fuhr Botberg fort. „Wo gibt es einen unter uns, der sich nicht auch einmal im Born vergessen hätte? Irren ist menschlich. . . . Laßt uns auf sein Wohl trinken! Hellman lebe hoch!“

„Goch, hoch!“

Das war die ganze Rede. Während der Hochrufe stieß man untereinander mit den Gläsern an. Der Amtmann schenkte auch dem Gutsbesitzer ein Glas ein und stieß mit ihm an, nachdem er ihm die Hand gereicht hatte, und die meisten folgten seinem Beispiel. Eine animierte Stimmung verbreitete sich im Saale; man trank und schmauchte nach Herzenslust.

Hellman indes war ob der Lustigkeit und der Ehre, die man ihm antat, wenig ergötzt. Der Amtmann hatte ihm fast mit Gewalt eine Zigarre in den Mund gesteckt, an der er, des Zigarrenrauchens ungewohnt, nur lästig sog. Alles bis auf die Kleidung war ihm unbehaglich. Der Kragen, der zu steif gestärkt war, schnitt ihm in den Hals, und die kleinen Wunden, die er sich beim Barbieren beigebracht, schmerzten ihn.

„Hier ist Feuer,“ sagte der Amtmann. „Und nun tränkt Euch nicht weiter wegen der unbedeutenden Affäre, Hellman. Wir alle waren eben damals sehr aufgeregt. Wir wollen kein Wort mehr darüber verlieren. Prosit! Stoßt an!“

„Prosit, Bruder!“ trank ihm auch der Hauptmann zu, der in äußerst glücklicher Gemütsverfassung, mit funkelnden Augen, die Pfeife zwischen den Zähnen, über sein Punschglas gebeugt dasah. „Wenn ich wüßte, ich träfe Euch daheim an, so käme ich einmal, um mir Euren jüngsten Hengst anzusehen; man sagt, es sei ein Prachtstier.“

„Ja, es ist edles Blut,“ schmunzelte Hellman.

„Ihr habt die besten Pferde in der ganzen Gegend.“

„A propos!“ warf der Amtmann ein. „Wie weit hallet Ihr eigentlich mit Eurer Pfändungslage gegen Antti? Ihr braucht nicht mehr lange zuzuwarten. Wenn Ihr wollt, so lasse ich schon nächste Woche die Versteigerung in der Kirche verkündigen, so daß Ihr Euer Geld bald hereinbekommt. Was? Diese Häusler geben einem zu schaffen? Das sind ja die reinen Schurken!“

„Schurken, jawohl, das sind sie in der Tat!“ bekräftigte ein Pächter. „Es ist nichts mit ihnen anzufangen; ein Jahr wie das

andere wollen sie ihre Abgaben nicht zahlen, und auch zum Handdientst lassen sie sich nur lässig herbei; sie schauen nicht einmal recht auf das ihnen anvertraute Haus und Feld.“

„Vielleicht aus dem Grunde,“ mischte sich ein anderer aus der Menge ins Gespräch, „weil die Pächter zu schwere Lasten auf sie wälzen.“

„Das ist eine infame Lüge! Seid nur hübsch still. Ihr versteht davon nichts.“

„Na, na, nur keine Streitereien hier!“ rief der Hauptmann. „Prosit! Anstoßen! Hoch Hellman! Hellman hoch! Nur keine schlechte Laune! Trinkt nur zu, Mann, damit Ihr morgen in der Früh wißt, daß Ihr wirklich bei einem Bankett gewesen seid. Bringt noch Punsch her!“

„Es gibt keinen mehr!“

„Schon aus?“

„Zu guter Ware braucht man die Kunden nicht erst heranzuloden.“

„Geda, Punsch her! Für einen ganzen Abend ist eine Bowle zu wenig. Braut noch eine, meine lieben Freunde!“

Hellman saß da wie ein Fremder in seinem eigenen Hause, wie einer, dessen Sachen vor seiner Nase von anderen verkauft werden. Er hörte alles, was im Saale gesprochen wurde, verfolgte jede einzelne Person mit den Augen und berechnete die Kosten eines jeden Glases, das getrunken, einer jeden Zigarette, die geraucht wurde. Er wurde purpurrot vor Aerger, als er sah, wie man halb angerauchte Zigaretten auf die Erde warf und neue ansteckte. Und der Wirt wurde nicht müde, neuen Vorrat herbeizuholen.

Der Amtmann hatte bereits unzählige Gläser geleert; er war betrunken, und die meisten im Saale desgleichen.

„Nur keine Umstände! Trinkt, trinkt, meine Freunde!“ rief er immer wieder mit heiserer Stimme. „Hellman hat mir für den Abend Vollmacht gegeben. Ihr müßt trinken, was das Zeug hält! . . . Na, und Ihr, Hellman? Warum trinkt Ihr nicht? Schaut nicht so härbeißig drein, Mann! Trinkt! Ihr wißt, Ihr seid ja noch glimpflich davongekommen. Auf Euer Wohl!“

Dabei fiel sein Kopf bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, und er brach in ein brüllendes Gelächter aus.

„Zum Teufel auch, was war't Ihr für ein rafender Löwe! Ha, ha, ha! Man erkennt Euch kaum wieder, wenn man Euch hier so sanft dasitzen sieht. Man würde glauben, Ihr könntet nicht den Mund aufmachen. Ihr habt uns niederträchtig beschimpft! Erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr mir Euren Kautabal gradaus ins Gesicht spudtet? Glücklicherweise verfehltet Ihr aber das Ziel. Euer Glüd, daß Ihr mich damals nicht getroffen habt. Auf Euer Wohl, Mann! Wie? Euer Glas ist leer? Gebt her, ich will Euch einen steifen Grog bereiten.“

„Ich brauche keinen mehr, ich gehe heim.“

„Unfinn. Ihr bleibt doch noch zum Souper. Seht doch, man legt ja bereits die Tischtücher auf.“

„Ja, das sehe ich,“ brummte Hellman. „Werden die alle hier mitfrei . . . speisen?“

„Gewiß, und zwar auf Eure Kosten, wie wir es ausbedungen.“

„Die alle hier im Saale?“

„Na ja. Sagten wir nicht so? Ihr tütet besser, auch noch da zu bleiben. Es wird ein solennes Mahl werden. Bleibt, sage ich.“

„Nein, ich kann nicht; ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„Na, auch gut! Ich will Euch nicht weiter zureden, hier zu bleiben . . . Also, holla, Freunde! Hört! Hellman . . .“

„Galt! Was habt Ihr vor?“ fiel dieser dem Sprecher ins Wort.

„Ei, ich will ihnen nur melden, daß Ihr Euch verabschieden wollt.“

„Nein, laßt das lieber bleiben.“

„Nein, nein, so ohne Komplimente dürft Ihr nicht fort. Hört, Freunde!“ begann der Amtmann von neuem, aber seine Stimme war so heiser, daß sie nicht einmal die Nächsten hörten.

Hellman schlich hinaus. Der Amtmann ging ihm bis zur Türe nach.

„Macht Euch daheim keine Sorge, bester Freund,“ lallte er verschmüht, „legt Euch ruhig zu Bett. . . . Aber das laßt Euch gesagt sein, wenn die Rechnung morgen nicht beglichen ist, wird geklagt. . . . Ihr wißt, von hier zum Gerichtshaus ist kein langer Weg. Und nun Gott befohlen! Macht, daß Ihr fortkommt!“

Auch noch diese Bille mußte Hellman hinunterschluden, aber als er sich draußen auf den Schlitten schwang, ballte er die Fäuste.

„Hol' Euch, der Kuckuck alle miteinander, Ihr Schuftel! Die Glenden wollen mir das Fell über die Ohren ziehen!“ fluchte er. „Wartet nur noch ein Weilchen! Heute triumphiert Ihr, bald wird die Reihe wieder an mich kommen!“

Schon den nächsten Morgen nach dem Bankett kam ein Bote zu Hellman, um ihm die Rechnung zu präsentieren.

„Was? Zweihundert Mark?“ fuhr der Gutsbesitzer auf.

„Sind sie toll? Ich zahle nichts, fährt Euch fort!“

„Auch gut. Der Amtmann läßt Euch schön grüßen und sagen, daß er auf der Klage, die ohnehin noch nicht zurückgezogen ist, beharren werde.“

„Zweihundert Mark! . . . Wie komme ich dazu, eine solche Heidensumme für ihre Prassereien zu zahlen? Ich bezahle die Getränke; das, was sie gegessen haben, sollen sie selbst zahlen.“

„Ich bin beauftragt, zweihundert Mark zu bringen,“ entgegnete der Bote ruhig.

„Ich komme höchstens für die Hälfte auf. Einhundert Mark zahle ich.“

„Tut mir leid; macht das mit dem Amtmann selbst aus. Wenn Euch die Gefängnisstrafe lieber ist. . . Mein Auftrag ist erledigt.“

Der Bote wandte sich zum Gehen.

„Vettelvolk!“ rief Hellman, ihn zurückhaltend. „Nicht einmal hundert Mark kann es selbst zahlen! . . . Wah! Was sind im übrigen zweihundert Mark für mich? Eine Kleinigkeit! Eine Bagatelle! Sie sollen sie haben.“

Damit ging er zur Kasse.

„Nicht wahr, Puffkinnen,“ wandte er sich an diesen, der stumm und unbeweglich der Szene beigewohnt hatte, „nicht wahr, neue Banknoten sind für die dort nicht notwendig? Schmutzige tun es auch.“

Er suchte das schmierigste Papiergeld aus seiner Kasse. Während er die Scheine vorsichtig abzählte, blickte Puffkinnen ihn verschmüht zu. Man hatte ihm gesagt, daß die gerichtliche Strafe für Hellmans Benehmen im Gemeindehause höchstens hundert Mark hätte betragen können; aber es war ihm recht, daß sein Herr nun das Doppelte dafür einbüßte, gerade zweihundert Mark — dieselbe Summe, für die ihm der Gutsbesitzer Anttis Anwesen in Aufsicht gestellt hatte. Nun war die Gelegenheit da, mit dem Herrn schnell handeleins zu werden, da er ihm ja in derselben Stunde, wo dieser zweihundert Mark hinausgeworfen hatte, die gleiche Summe aufs Brett zahlen wollte.

Kaum hatte sich der Bote mit dem Gelde entfernt, als Puffkinnen auch schon vor dem Gutsbesitzer sein Anliegen wegen des Pachtens vorbrachte.

Hellman war in schlechter Laune, aber die Aussicht, seine Brieftasche nun wieder mit blanken Scheinen statt schmutzigen vollfüllen zu können, ließ ihn ohne Rücksicht auf den armen Antti, den er damit aufs Pflaster warf, Puffkinnens Angebot annehmen.

So lachte man in Raarnajärvi nicht lange über Hellman.

„Ja, ja,“ feuerte einer der Vernünftigen, „das Schicksal hält es eben immer mit dem Reichen; es ist nachsichtig gegen seine Fehler und füllt ihm immer wieder frisch den Säckel, während es den Armen unbarmherzig verfolgt, ihn von Haus und Hof treibt und ihm schließlich kein anderes Heim läßt, als die öde, graue, sich endlos hingießende Landstraße. . .“

Der föhnsturm als Kulturfaktor.

Von Dr. J. Wiese.

Manchem Leser wird die Ueberschrift etwas eigentümlich erscheinen, haben doch gerade in den letzten Wochen vielfache Berichte aus den Alpen die Verheerungen geschildert, die der ungestüme Eindringling an Gebäuden und Waldungen anrichtete, indem er Bäume entwurzelt, ganze Dächer durch die tobende Luft trieb, hier und dort als Brandstifter auftrat und sogar Boote und Dampfer in die aufgewühlten Fluten des Sees, über den er rasie, versenkte. Und doch bleibt es wahr — der Föhnsturm ist ein Kulturfaktor ersten Ranges. Das nachzuweisen, dürfte um so nützlicher und angebrachter sein, als gerade diese für den Föhnsturm charakteristische Eigentümlichkeit noch recht wenig bekannt ist. Zunächst seien indessen, da auch hierüber noch in den weitesten Kreisen die größte Unklarheit herrscht, einige Worte über die Herkunft des Föhns gestattet.

Wie bis vor einigen Jahren noch von den Gelehrten, so wird auch heute noch von vielen geglaubt, im Föhn offenbare sich die erhitzte Luft der Sahara. Man identifiziert ihn mit dem Scirocco, der als heißer Wind die Gebiete des Mittelmeeres überflutet, über die Alpen klettert und auf deren Nordseite herabstürzt. Lange hat in wissenschaftlichen Kreisen der Streit um die Föhntheorie getobt, gelehrte Untersuchungen sind angestellt, zahllose Proschüren und Werke geschrieben und Forschungsreisen nach der Sahara unternommen worden, um an Ort und Stelle Material für die Anschauung zu beschaffen, daß wirklich der Alpenföhn der Föhn der Wüste sei. Man hatte für die Verlegung des Ursprunges des Windes nach der nordafrikanischen Sahara keinen anderen Grund, als daß der Süden höhere Temperaturen aufweist und vermöge seiner Hitze und Trockenheit die einzig erklärliche Geburtsstätte des als warmer und trockener Südwind auftretenden Föhnes sei. Da aber die Sahara mit uns auf der nördlichen Erdhalbkugel liegt, so ist sie doch nur im Sommer heiß, während die meisten Föhnstage gerade auf die drei anderen Jahreszeiten entfallen. Ein anderer vernichtender Einwand gegen die frühere, nun glücklich beseitigte Föhntheorie ist der, daß südlich der Alpen bei verhältnismäßig feuchter Luft jedesmal Windstille herrscht, wenn auf der Nordseite Föhn weht. Käme dieser aus der Sahara, so müßte er doch offenbar in Italien und in der Schweiz gleichzeitig auftreten: er müßte auf der anderen Seite

des Gebirges hinaufklettern, um diesseits durch die von ihm als Rinnfalle bevorzugten Täler herabzufließen. Dem ist aber, wie gesagt, nicht so. Auch das ist nicht möglich, daß der in der Sahara als Föhnquelle aufsteigende warme Luftstrom zu so bedeutender Höhe sich erhebe, daß er unbemerkt über Italien hinwegfliehe und dort also als Südwind gar nicht gespürt werde; man hat auf den höchsten Alpenkämmen nicht die leiseste Spur von diesem Aufkömmling aus dem dunklen Erdteile zu entdecken vermocht.

Die erst in den letzten Jahren dank der scharfsinnigen Untersuchungen Hanns zum Abschlusse gebrachte neue Föhntheorie hat denn auch in erster Linie die afrikanische Herkunft des fraglichen Windes als eine durchaus irrige Annahme bezeichnet, dafür aber den Föhn als einen durchaus örtlichen sogenannten Fallwind nachgewiesen, der auf dem Kamme der Alpen entsteht und erst durch die mit dem Herabstürzen von jener Höhe zur Tiefe der Talsohlen verbundene Reibung und Pressung erwärmt wird. Veranlaßt wird er durch ein barometrisches Minimum, das im Nordwesten der Alpen — gewöhnlich auf der Linie zwischen der Bai von Viskaya und den britischen Inseln — auftritt und wie alle Minima ostwärts wandelt. Zur Herstellung des atmosphärischen Gleichgewichts strömen zunächst die über Frankreich und Mittel-Europa lagernden Luftmassen größeren Druckes nach jenem atlantischen Minimum, das im weiteren Verlaufe auch die unter höherem Drucke stehende Luft über der ebenen Schweiz und in den diesseitigen Alpentälern zum Abfließen in der Richtung nach dem Minimum veranlaßt. Die Luft wird auf diese Weise aus jenen nordwärts geöffneten Tälern sozusagen herausgesaugt, und die dadurch in ihnen verursachte Luftverdünnung hat wiederum ein ausgleichendes Nachstürzen der Luft aus der Höhe von den Alpenkämmen herab zur Folge — und das ist der „Föhn“, der also im allgemeinen als Süd- oder Südwestwind auftritt und auch noch beiderseits über die ihm als Rinnfalle dienenden Täler hinaus sich fühlbar macht. Mit dem Vorrücken des den Föhn erzeugenden atlantischen Minimums nach Osten schlägt der in seiner Richtung ihm stets folgende Wind in der Schweiz natürlich auch um: aus dem Südwind — dem Föhn — wird Westwind, und dieser Westwind bringt mit den feuchten Luftmassen des Meeres jene Niederschläge mit sich, die dem Föhn gewöhnlich auf dem Fuße zu folgen pflegen. Weil die Scheidewand der Alpen zu hoch ist, hat jenes föhn-erzeugende atlantische Minimum auf den atmosphärischen Zustand der südlichen Abdachung des Gebirges keinen Einfluß. Kehrt sich jedoch die Luftverteilung um, tritt also bei hohem Luftdruck im Nordwesten ein barometrisches Minimum im Süden oder Südosten der Alpen auf, so hat dieses einen trockenwarmen Fallwind aus Nord oder Nordwest zur Folge, den sogenannten „Nordföhn“, der namentlich in Tessin und bis hinab nach Mailand sich fühlbar macht.

Nachdem wir so kurz die Ursachen der uns nicht mehr rätselhaften Erscheinung dargelegt haben, wollen wir nunmehr ihren Wirkungen näher treten. Sie sind im großen und ganzen höchst segensreich, indem der Föhn zunächst mehr noch wie die Sonne das Klima in überaus wohlthätiger Weise modifiziert. Mit Recht nennt man den Föhn in der Schweiz den „Schneefresser“. Uebersteigen wir zur Winterzeit einen der Alpenpässe, so erstaunen wir über die gewaltigen Massen von Schnee, die an mehreren Stellen aufgehäuft und vom Sturmwinde zusammengeweht worden sind. Besuchen wir dieselbe Gegend einige Monate später, so erkennen wir sie kaum mehr: statt der langen Schneefelder, über die wir im Winter hinabgerutscht sind, finden wir jetzt bedeutende Felswände, von einander getrennt durch Schutthalten und Weideplätze, an deren zwar kurzem, aber wüzigem Grase die Schafe sich erlaben. Wie, fragen wir, wodurch ist in diesen Höhen eine so rasche, fast ungläubliche Verwandlung möglich? „Das tut der Föhn“, antwortet uns der Hirt, und teilt uns zur Bekräftigung den Spruch mit: „Der lieb Gott und die guldi Sonn vermögen nüd, wenn der Föhn nüd chunt.“ Wenige Tage Föhnluft reichen hin, um trotz des hart und tief gefrorenen Bodens den Schnee zu schmelzen. Jahrgänge also, in denen der Föhn weniger herrscht, als in anderen, sind der Zunahme des Schnees und der Gletscher sehr förderlich. Da an Föhn Tagen die Temperatur eine Steigerung bis zu 17 Grad über den normalen Durchschnitt erfahren kann und dieser Wind vom Stande der Sonne gänzlich unabhängig ist, also bei Nacht ebenso eingreifend wirkt wie am Tage, so begreift man, daß er in 24 Stunden ebensoviel Schnee wegräumt, wie die Sonne in 14 Tagen. In dem Grindelwald z. B. verzehrte er vor einigen Jahren in 12 Stunden eine Schneedecke von $\frac{1}{2}$ Meter Dicke.

Vermöge der hohen Wärme, die der Föhn regelmäßig hervorruft — im Sommer stellt er sich im allgemeinen am seltensten ein, öfter im Herbst, am häufigsten im Winter und Frühling mit fast 45 Proz. der Föhnstage —, bewirkt dieser Wind oft mitten in der kaltesten Zeit des Jahres eine so plötzliche Erwärmung der Luft, daß man sich auf einmal in den Sommer verfehlt wähnt. Er erzeugt auf diese Weise klimatische Anomalien, vermöge deren ganze, am Nordfuß der Alpen gelegene Täler und Ortscastellen mit einem Schlage um mehrere Breitengrade weiter südwärts, oft bis an die Grenze der subtropischen Zone, verfehlt werden. Aus dieser merkwürdigen Erscheinung erklärt sich die höchst beachtenswerte Tatsache, daß eine ganze Anzahl von nordalpinen Tälern und Ortscastellen trotz der unmittelbaren Nähe weitausgedehnter, die Luft erkaltender Schnee- und Gletscherreviere, in der sie sich be-

finden, doch einer relativen Milde und Gleichmäßigkeit des Klimas sich erfreuen. Wie die der Höhe einmal für längere Zeit aus, so würde das Klima der Höhe ein viel kälteres und strengeres werden als gegenwärtig. Der Herbst würde dann dort oben eher in den Winter übergehen, der Winter würde länger und rauher werden und dem Frühling weit später weichen. Dadurch würden die im Hochgebirge sich anhäufenden Schneemassen eine nicht unbeträchtliche Vermehrung erfahren, infolge dessen würden zahlreiche Hochtäler und Bergterrassen, die es gegenwärtig lediglich dem Föhn verdanken, daß sie alljährlich für kurze Zeit schneefrei, hierdurch für Pflanzen und Tiere bewohnbar und damit in letzter Instanz auch für den Menschen noch nutzbar werden, jahraus, jahrein unter Lastertiefen Schnee- und Eismassen begraben bleiben und somit für Kultur und Anbau des Menschen gänzlich verloren gehen. Das Hochgebirge würde nach und nach immer unbewohnbarer werden und allmählich einem Zustande entgegengehen, der schließlich zu einer völligen Vereisung und Vergletscherung der hochgelegenen Talmulden und damit wohl auch zu einer ziemlich allgemeinen Depression der unteren Schnee- und Gletschergrenzen führen müßte. Andererseits würden dann freilich auch jene rapiden Schwankungen der Temperatur ausbleiben, die namentlich für die Vegetation des Gebirges dann sehr verhängnisvoll werden, wenn der Föhn nach lange andauernder strenger Winterfalte plötzlich mit seinem heißen Hauch in die Täler am Nordfuß der Alpen hereinbricht, ihnen einen krügerischen Frühling bringt und nach rascher Beseitigung der winterlichen Schneedecke die schlummernde Vegetation binnen wenigen Stunden aus der Kothargie ihres Winterschlafes zu vorzeitigem Leben weckt zu einer Zeit, wo Kälterückfälle mit Nachfrösten und Meißbildung die Weiterentwicklung der Pflanzen hemmen und gefährden; für manche besonders zart organisierte Pflanzen, die bereits in Saft getreten sind, würde er sogar tödlich werden können.

Andererseits übt der Föhn eine sanierende Wirkung durch seine energische Ventilation aus. Ohne ihn würden verschobene Gebirgstäler nach und nach völlig versumpft; die stagnierenden Wasser würden die Luft derartig verpesten, daß die flachen Talböden schließlich für einen Menschen gänzlich unbewohnbar und un kultivierbar werden müßten, wenn nicht gerade diese Täler die Hauptplazale wären, durch die der Föhn alljährlich zur gewissen Zeit mit unglaublicher Behemung aus der Höhe nach der Tiefe sich herabstürzt. Hierbei ventiliert er die von giftigen Miasmen und Sumpfdünstungen durchschwängerten Luftmassen energisch und saugt mit seinem heißen Hauch die Brutstätten jener Miasmen, die Sumpfe und stagnierenden Wasser, die nach jeder Ueberschwemmung in den flachen Niederungen des Rheins, der Neuf und der Rhonetäler zurückbleiben, innerhalb ebenso vieler Stunden auf, als die Sonne zur gänzlichen Austrocknung Tage gebraucht.

Gustav Berndt hat darauf hingewiesen, daß der Föhn auch als ein rein mechanisches Transportmittel dient, als eine Art Säemann, der alljährlich zu gewissen Zeiten über die Berge und Täler der Alpen dahinschreitet und mit hochgehobener Hand aus dem reichgefüllten Schoß die Samenkörner austreut und sich sehr intensiv an der Verbreitung und Wanderung derjenigen Alpenpflanzen beteiligt, deren Samen und Früchte mit Flugapparaten versehen sind. Er übt als klimatischer Faktor seinen Einfluß auf den Vegetationsprozeß, unterstützt und begünstigt das Fortkommen und Gedeihen zahlreicher, ursprünglich dem Süden entstammender Pflanzen in nordalpinen Tälern. Der Weinstock, der Mais, die edle Kastanie, der Kuzbaum und andere dem Menschen hochwichtige Kulturpflanzen bringen gerade in denjenigen Gebirgstälern, in denen der Föhn besonders häufig und heftig auftritt, weiter im Innern des Gebirges vor und erreichen höhere Standorte. Sie zeigen auch in Wuchs und Aussehen eine kräftigere Entwicklung und liefern bessere Fruchtserträge, als dies in anderen Tälern der Fall ist, die der Einwirkung dieses Windes wenig oder gar nicht teilhaftig werden.

Nebrigens übt der Föhn auf die für elementare Ereignisse so außerordentlich sensible Tierwelt im allgemeinen einen beunruhigenden Einfluß aus. Die gesamte alpine Tierwelt ändert mit seinem Herannahen ihr Verhalten. Die Gemsen flüchten sich auf die unzugänglichsten Felsgrate und Faden; das Wild fühlt sich unsicher, weil ihm durch das Austrocknen der Schleimhäute die vor Gefahren warnende Bitterung mehr oder weniger abhanden kommt. Auch der Jagdhund leidet darunter und vermag der Härte des Wildes nicht mehr zu folgen. Die friedlich grasenden Bergziegen werden plötzlich zu unerbittlichen Wogern, und während sie gleich den Gemsen in angstvoller Flucht die für den Menschen kaum erreichbaren Felsgipfel erklimmen, stürzt die aufgeregte Kinderherde des Sennen mit dumpfem Gebrülle und hoch in die Luft geworfenen Schwänzen die steilen Gehänge hinab, wie wenn mit dem Föhn ihr Todfeind hinterdrein käme. Selbst das in den Ställen eingesperrte Vieh verrät durch stundenlang anhaltendes Brüllen und Kaffeln mit den Ketten seine fieberhafte Unruhe.

Eigentümlich ist die Rolle, die der Föhn im Wanderleben der Zugvögel spielt. Tschudi sagt: „Weht im Frühjahr anhaltender Föhn auf dem Hochgebirge, so verzögert er oft die Ankunft der Reisenden aus dem Süden merklich, ja, zwingt sie wohl, eine ganz andere Ausrichtung einzunehmen. Der nämliche Wind veranlaßt im Herbst bisweilen auffallende Anhäufungen von Wandervögeln, so zur großen Erbauung der Jäger im Oktober 1860 eine merkwürdige Ansammlung von Wachteln bei Genf und im Oktober

1862 eine ähnliche von Schnepfen an den südlichen Juraländern.“ Natürlich hat auch der ungleich empfindlichere Organismus des Menschen unter dem gleichen Einflusse zu leiden. Eine gewisse Geschlagenheit in den Gliedern macht sich geltend, Nasenbluten und Herzklappen stellen sich ein, und besonders haben nervös veranlagte Naturen mit erhöhter Reizbarkeit sowie mit starker Niedergeschlagenheit zu kämpfen. Für den reisenden Menschen hat allerdings der Föhn, nachdem Eisenschienenstränge die Gebirge durchqueren, viel von seinen Schrecken eingebüßt; er kann auch nicht mehr wie früher einen schädigenden Einfluß auf Handel und Verkehr ausüben. Aber für den lokalen Verkehr der Aelpler, die abseits der großen Weltstraßen hohe entlegene Gebirgstellen bewohnen, birgt er noch heute seine großen Gefahren. Bedenken wir aber die gewaltigen klimatischen Einflüsse des Föhns, seine vielseitige Einwirkung auf das Wachstum, die Entwicklung und Verbreitung der Vegetation und damit auf die von ihr sich nährenden Haustiere im unmittelbaren Dienste des Menschen wie auf das frei im Gebirge schweifende Wild, so wird uns auch die segensreiche Rolle des Föhns im Haushalte des Menschen klar. Die zahllosen Fäden der mannigfachen Einflüsse im Gebiete der anorganischen und der organischen Welt fallen doch schließlich zusammen und vereinigen sich zu einer Gesamtwirkung, die auch den Herrn der Erde in der umfassendsten Weise berührt. Vielfach und auf den ersten Blick vernichtender und zerstörender Natur, sind die Einflüsse des Föhns in letzter Linie doch nutzbringend und vorteilhaft. Wenn wir das Gesamtergebnis unserer Untersuchung zusammenfassen und Licht und Schatten gleichmäßig abwägen, so bilden die gewaltigen Aeußerungen der entseffelten Naturkraft nur die Aeußerung des Föhns. Im ganzen erfüllt er im Haushalte der Natur wie des Menschen eine höchwichtige Aufgabe, bildet er einen Kulturfaktor ersten Ranges.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Ein philanthropisches Unterseeboot. Bisher sind die unterseeischen Fahrzeuge immer zerstörende Werkzeuge künftiger Seeschlachten gewesen. In neuester Zeit ist nun zum erstenmal der Gedanke einer Verwendung von Unterseefahrzeugen zu friedlichen Zwecken, d. h. zur Gewinnung der Meereschätze, mit Erfolg praktisch ausgeführt worden. Der Generalvicar Raoul in Tunis hat, wie der „Kosmos“ berichtet, ein Fahrzeug dieser Art erfunden, das zur Schwammfischerei bestimmt ist. Der Gedanke selbst ist in den letzten Jahren allerdings schon mehrfach aufgetaucht, ohne jedoch zu einer brauchbaren Konstruktion zu führen. Das Raoul'sche Boot existiert nun wirklich; es hat seine Probefahrt, die sich bis zu einer Tiefe von 100 Metern erstreckte, erfolgreich bestanden. Abbé Raoul ist aus menschenfreundlichen Erwägungen zu seiner Erfindung gekommen. Die Schwammfischerei seines Bezirkes war bisher ein trauriges und schweres Gewerbe. Der Schwammfischer läßt sich dort, mit beiden Füßen auf einem an einem Strid befestigten Stein stehend, in die Tiefe gleiten, sammelt, was an Schwämmen in den Bereich seiner Arme fällt, in ein an der Brust befindliches Netz, um sich dann so schnell als möglich zurück an die Oberfläche befördern zu lassen. Wenn auch Gewohnheit und Übung viel dazu beiträgt, den armen Teufeln den Erwerb etwas zu erleichtern, so geht doch ihre Gesundheit vorzeitig zur Neige. Um diesem Elend zu steuern, hat der Abbé eine Vorrichtung gesucht, die ohne Gefährdung von Leben und Gesundheit die Schwämme zur Oberfläche fördern könnte. Ein erster Versuch mit einem kleinen Probemodell fiel so gut aus, daß der „Raoul-Rimbaud“ — so heißt das neue Boot — in Angriff genommen werden konnte. Es mißt 5 Meter in der Länge, und seine Wasserverdrängung beträgt 8860 Kilogramm. Seine Bemannung besteht aus nur zwei Personen. Der Schiffskörper wird von einem Zylinder aus Eisenblech gebildet, der 1,6 Meter Durchmesser hat und an den Enden halbkugelig abschließt. Der luftdichte Verschluß des Mannlochs, durch das man in das Boot gelangt, kann sowohl von innen wie von außen (für den Fall eines Unglücks) in sehr einfacher Weise mittels eines einzigen Handgriffs geöffnet oder geschlossen werden. Im Innern des Bootes befinden sich zwei Behälter für komprimierte Luft und zwei Ballastreservoirs, deren Leerung und Füllung die Bewegungen des Fahrzeugs ermöglicht. Ein Sicherheitsballast in Gestalt eines Eisenbods von 650 Kgr. gestattet im Fall der Not einen raschen Aufstieg. Andererseits sind kleine Vertikalbewegungen durch ein von innen manövrierbares Lot von etwa 20 Kilogramm Gewicht zu bewerkstelligen. Das Tauchen geht sehr schnell vor sich und läßt sich zum Schluß mittels des Wasserballasts so regulieren, daß das Boot sich nur ganz leicht auf den Grund auflegt. Das Fischereigerät besteht lediglich aus einer scharfen Nange, deren Stiel am Vorschiff wasserleitet wird. Ein Fenster gestattet das Absuchen des Meeresbodens. Elektrisches Licht und Telephonverbindung nach dem Begleitboot an der Oberfläche sind gleichfalls vorhanden. Das neue Unterseeboot dürfte wohl auch außerhalb der Schwammfischerei gute Dienste leisten können.